

Interkultur Öffnung der Kunst & Kultur und ihrer Institutionen

Dr. Dorothea Kolland

Einführung:

Es dürfte kein Farbsegment, keine Note, kein Steinchen, kein Wort in der deutschen Kunst und Kultur geben, dem man nicht seine „interkulturelle Provenienz“ oder wenigstens deren Spuren nachweisen könnte. In der Völkerwanderung, im Mittelalter allemal während der Kreuzzüge und ihrer Auswirkungen, in Kriegen und Feldzügen, in der Entdeckungszeit der „neuen Welten“, der sich in vielfältigen Exotismen niederschlug, in den Bildungsreisen, die jeder europäische Bürger (und Künstler!), der etwas auf sich hielt und das nötigen Kleingeld hatte, zu absolvieren hatte, bis hin zu den aus bitterer Not heraus –oder auch aus Abenteuerlust – Auswandernden, den seit Menschengedenken aus vielen Gründen, meist aufgrund von politischer Verfolgung, Flüchtenden, den Arbeitsmigranten, bis zu den Travellern und dem www heute: All diese realen und mentalen Bewegungen waren Anlass und Material für Kunstproduktion im interkulturellen Dialog. Ein Bruch vollzog sich in dieser Selbstverständlichkeit durch den Anspruch auf Nationalisierung der Kunst und Kultur im Kontext von Nationalstaatsbestrebungen. Der Beschwörung des Abendlandes und seiner führenden Rolle im Weltspiel der Kulturen folgte alsbald – bis heute andauernd - die Beschwörung seines Untergangs und die Ängste um den Verlust unserer eigenen christlich-abendländischen Leitkultur.

Der sehr ernsthafte Kern dieses Diskurses ist die Aufgabe, das Eigene und das Fremde so aufeinander zu beziehen bzw. seine grundsätzliche Aufeinander-Bezogenheit zu erkennen, dass wir daraus eine Kulturpolitik entwickeln und realisieren können, die auf der Höhe der Entwicklung des Globalisierungsprozesses ist, den ich als große Herausforderung der Gegenwart und Zukunft betrachte, solange dieser nicht Vereinheitlichung, sondern Offenheit vorantreibt. Über eines allerdings müssen wir uns klar sein: wir haben keine Alternative, die gesellschaftliche Entwicklung der Welt, unseres Landes, unserer Städte ist nicht zurückzudrehen. Wir müssen uns auf die Realität kreativ einlassen – und wenn ich an die Enge meiner Kindheit in einem bayrischen Dörfchen in den 50er Jahren zurückdenke, so will ich das, zumal ich mich sehr gerne mit den Kulturen aller Welt beschäftige.

I. Mein Postulat: Eine kultursensible Kulturlandschaft

Vor einiger Zeit startete die Avantgarde der deutschen Altenhilfe eine große Kampagne für „kultursensible Altenhilfe“ unter dem Motto „Aufeinander zugehen – voneinander lernen“. Ihre Initiatoren und Unterstützer haben begriffen, dass sich soziale Dienste in Deutschland, wollen sie den subjektiven Bedürfnissen und objektiven Notwendigkeiten vieler alter Menschen gerecht werden, interkulturell öffnen müssen– „kultursensibel“, d.h. sensibel für die Vielfalt ethnisch-kultureller Prägungen, wie das neue Zauberwort dafür heißt.

Es erscheint absurd, „Kultursensibilität“ für Kulturpolitik und Kulturpraxis einzufordern, denn wer wenn nicht die Kulturverantwortlichen haben sensibel für Kultur zu sein? Es ist aber vielleicht gerade die irreleitend vielfältige Bedeutung des Wortes „Kultur“, die die deutsche Kulturlandschaft geradezu resistent gegen

„Kultursensibilität“ macht. Möglicherweise könnten die Kulturtempel verlieren, wenn anderes neben den weitgehend selbst errichteten „Kulturaltären auftaucht?

Der Grundgedanke der „Kultursensibilität“ ist für die Kultur genau so wichtig und nötig wie für die Altenhilfe. Unsere Gesellschaft setzt sich aus vielen unterschiedlich geprägten Menschen zusammen, deren Vielfalt an kulturellen Prägungen nur mit einer Vielfalt des von ihnen Benötigten beantwortet werden kann – wenn Vielfalt als wirklich und wünschenswert und die Menschen in ihrer Vielfältigkeit respektiert werden.

Niemand wird der Kulturlandschaft der Bundesrepublik Vielfältigkeit absprechen. Sie birgt unendlich viele Facetten, ihre Wirkung wird durch die Kommunikationsnetze der Medien vervielfacht. Die (Macht-)Interessen, die hinter der Präsenz des jeweiligen Segments der Vielfältigkeit stehen, sind mehr oder weniger undeutlich, aber identifizierbar und ebenso vielfältig. Schließlich: Die Kultur ist den Deutschen – bei allen Sparzwängen – viel Geld wert, öffentliches wie privates. Dennoch geht man nicht mit allen Ressourcen – denen der Produzenten wie denen der Rezipienten – sorgsam um, am wenigsten mit der Ressource „kulturelle Vielfalt“ im Sinne der „Kultursensibilität“, obwohl sie diese in Zeiten umfassender Globalisierung dringend braucht. Internationale Wirtschaftsunternehmen wie Siemens oder IBM arbeiten damit offensiv. Die bundesrepublikanische Kultur-Realität trennt davon Welten - falls dies hierzulande überhaupt erstrebenswert erscheint.

In ungewöhnlicher Schärfe hat dies die Enquete-Kommission „Kultur in Deutschland“ in ihrem Abschlussbericht festgestellt: „Die bestehenden Kulturbetriebe Theater, Orchester und Museen sind zwar vielfach auf Personal aus verschiedensten Teilen der Welt angewiesen, aber die Realität der Einwanderungsgesellschaft spielt in ihrem Repertoire und ihrer Arbeit eine eher geringe Rolle. Angesichts der demographischen Entwicklung ergeben sich insbesondere für die Kulturbetriebe entsprechende Herausforderungen und Chancen...Die klassischen Kulturinstitutionen, für die der größte Teil der personellen und finanziellen Ressourcen im Kulturbereich aufgewendet wird..., erreichen die Mehrheit der Menschen mit Migrationshintergrund nur unzureichend.“¹. Es ist etwas in Bewegung geraten seitdem, es sind in einigen Städten Handlungskonzepte und Leitlinien verabschiedet worden – in Dortmund, Köln, Mannheim, Stuttgart, Nürnberg; in Berlin und Augsburg fanden kürzlich entsprechende erste Konferenzen statt.

Auch in einigen Kunstsparten hat die Diskussion begonnen. So beschäftigte sich die Hauptversammlung des Deutschen Bühnenvereins 2008 in Kassel mit dem Thema, auch der Deutscher Musikrat wagt erste Gehversuche. Insbesondere international aktiv ist der Bibliotheksverband, seine Mitglieder, die kommunalen Bibliotheken, die ein besonders wichtiger Kulturort für Menschen mit Migrationshintergrund sind, schwächeln ob der kommunalen Geldgeber und können nicht die Internationalität an Medien und Personal bereitstellen, die sie selbst für nötig erachten.

II. Cultural Diversity als kulturpolitisches Programm

Eine der entscheidenden Aufgaben für die Zukunft unserer „alten“ europäischen Gesellschaft und insbesondere Deutschlands in Zeiten weltweiter Globalisierung und Migration wird die Akzeptanz und Gestaltung einer gesellschaftlichen Realität sein, in der Multiethnizität eine Selbstverständlichkeit sein wird, ohne dass aus Angst vor Verlust der Leitkultur Exklusion praktiziert und Zwangsanpassung gefordert wird. Die

¹ Deutscher Bundestag (Hrsg.): Kultur in Deutschland. Berlin 2007, S.213

Akzeptanz der cultural diversity, die Achtung der Vielfalt auch in ihrer Differenz ist als Notwendigkeit bewusst geworden. Deshalb ist die Aufmerksamkeit auch stärker auf die Reibungsflächen der Diversitäten mit- und untereinander zu lenken, um nicht zerstörerische Flammen, sondern neue Energien im Kontakt der Unterschiede entstehen zu lassen.

Die Ebene der Kultur bietet ein hervorragendes – weil nicht sofort existenzbedrohend und freiwilliges – Übungsterrain für Gesellschaft, indem sie sich als transkultureller, Kulturen übergreifender „Kontakthof“, als „contact zone“ anbietet². Kultur ermöglicht eine Plattform, auf der sich Menschen unterschiedlicher Kulturen präsentieren, anbieten, begegnen, um Partner werben können, sich kurzfristig zusammmentun, sich aber auch wieder trennen können und nicht eine pseudoglückliche Multikultigesellschaft darstellen müssen – sich jedoch auch langfristig zusammmentun können, was allerdings auch mit Anstrengungen, eventuellen Schmerzen und temporären Verlusten verbunden sein kann. Man kann Kommunikation ausprobieren und dafür Anlässe schaffen. Das ist nach allem, was ich in Gesprächen mit Migrant*innen höre, von zentraler Bedeutung.

Kunst und Kultur können deshalb wegen ihrer Möglichkeit, eine Begegnungsplattform für Diversität, Verschiedenheit, Vielschichtigkeit, Neugier, Eigensinnigkeit und Tradition zu sein, ein wichtiger Motor für die Zukunft der urbanen Zentren wie der globalisierten Welt sein.

Voraussetzung für alle Bemühungen um eine Umsetzung des Konzeptes der cultural diversity als kulturpolitische Handlungsorientierung ist der Diskurs in Augenhöhe, Respekt voreinander und vor anderen kulturellen Traditionen, Wissen um die eigene Kultur wie um kulturelle Identität und Neugier auf Neues, Fremdes, dabei die Erkenntnis voraussetzend, dass Chancengleichheit auf gesellschaftliche – soziale wie politische – Teilhabe unumgänglich ist. Achtung der Differenz als Voraussetzung von Vielfalt ebenso wie Förderung der Entstehung hybrider Neuentwicklungen an den Rändern, dort, wo die Begegnungen stattfinden, sind die zentralen Orientierungspunkte.

III. Handlungsfelder

Cultural Diversity: Wissensvermittlung von und über Eigenes und Fremdes

Kulturelle Bildung und ästhetische Erziehung durchaus unter dem Vorzeichen lebenslangen Lernens sind von grundsätzlicher Bedeutung: Wissen über das jeweils Eigene und Erkennen der Differenz zum Fremden ist Voraussetzung für eine Kulturlandschaft, die von kultureller Vielfalt geprägt sein soll. Elternhaus, Kindergarten und Schule – in Kooperation mit vielen anderen, insbesondere den Kulturinstitutionen - müssen bereits den Kindern Grundlagen des Wissens, des ästhetischen Wahrnehmungsvermögens und ästhetischer Praxis vermitteln. Im Sinne von diversity als Differenz ist Basiswissen über die eigenen ästhetischen Systeme wichtig. So wie in Berlin Koreaner sehr bemüht sind, ihren Kindern die spezifischen koreanischen Trommelklang- und –rhythmusmuster zu vermitteln, müssen europäische Kinder etwas von europäischen Tonsystemen gehört haben: Der Erkenntnisgewinn der Differenz ist nur möglich, wenn das eigene System bekannt ist. Die Möglichkeit, in deutschen Schulen auch nur ein erträgliches Mindestmaß an kultureller Bildung und ästhetischer Erziehung, die eigene Kultur betreffend (von anderen gar nicht mehr zu reden) zu realisieren, ist aufgrund anderer

² Vortrag von Tomas Ybarra-Frausto bei dem „7.Forum Globale Fragen“ zum „Dialog der Kulturen“ im Auswärtigen Amt Berlin am 16.Mai 2002

Schwerpunktsetzungen gefährdet, schöne punktuelle Projekte kultureller Bildung ändern daran nichts. Ein Beispiel: Der indische Dirigent Lior Shambadal, der in einem Konzert in Berlin das Publikum animieren wollte, gemeinsam Mozart-Kanons zu singen, scheiterte. „Noten von zwei Mozart-Kanons auf die Texte ‚Leck mir den Arsch fein recht schön sauber‘ und ‚Bona nox! bist a rechta Ox‘ wurden ausgegeben und das Publikum gebeten mitzusingen. Es versagte jämmerlich, ja auf Shambadals Frage, wer überhaupt Noten lesen könne, meldete sich kaum ein halbes Dutzend. Das lässt tief blicken in die deutsche Bildungsmisere, die offenbar bis in die 50er-Jahre zurückreicht. Die Chinesen, sagte Shambadal tadelnd (...), hätten das vom Blatt singen können.“³

Cultural Diversity: Pflege und Bewahrung der Vielfalt

Vor wenigen Jahren entschlossen sich viele Staaten zur Unterzeichnung der Erklärung zur Sicherung der kulturellen Vielfalt, auch die BRD. Unter den Bedingungen global ausgerichteter und wirkender Medien konzentrierte sich die Diskussion der UNESCO und ihrer nationalen Kommissionen darauf, ob die internationalen Wettbewerbsregeln wie GATS oder die Europäische Dienstleistungsrichtlinie einen Schutz der eigenen Kultur und des Geldverdienens damit ermöglichen.

Wenig beachtet wurde die Sicherung kultureller Vielfalt vor unserer eigenen Haustüre. Als Beispiel sei der Umgang mit Sprachvielfalt angeführt, angefangen mit einer Missachtung von Dialekten. Inzwischen sind viele unserer Städte durchaus nicht mehr monolingual, auch wenn die Amtssprache Deutsch nicht angezweifelt werden soll. Wird jedoch Mehrsprachigkeit im Prinzip als große Chance und – für viele Berufe – sogar als Bedingung angeführt, so gilt dies nur für die „Weltsprachen“ wie englisch, französisch und spanisch, nicht aber für die Sprachen der großen Mehrzahl der Migranten, die in Deutschland leben. Unzweifelhaft ist der Erwerb und die Beherrschung der deutschen Sprache Voraussetzung für Chancengleichheit, der potentielle Schatz der Mehrsprachigkeit, den diese Kinder in die Wiege gelegt bekamen, darf deshalb nicht vertan werden. Leider sind weder die Schulen noch die Bibliotheken – wie etwa in Kanada – in der Lage, auf kulturelle Diversität zu reagieren, geschweige denn diese etwa in Form von Büchern vorzuhalten.

Einen wohltuenden Kontrapunkt setzt das Projekt „Lyrikline“ der Literaturwerkstatt Berlin, die in Kooperation mit Lyrikern aus der ganzen Welt dafür sorgt, Lyrik in Originalsprache im Internet zum Lesen und zum Hören zu präsentieren. Dieses Projekt macht den wunderbaren Reichtum, den kulturelle Vielfalt ermöglicht, in seinen vielen Sprachklängen greifbar.⁴ Nicht zuletzt von diesen Klängen angeregt entwickelten wir in Neukölln das Projekt „Neues aus Babylon“, das gemeinsam getragen war von der Bibliothek und der Bürgerstiftung. Nicht Integration in unsere traditionelle Kulturarbeit, sondern der Respekt vor kultureller Diversität und die Wahrnehmung von Differenzen zwischen den Kulturen dieser Welt, die in Neukölln zusammenkommen (Menschen aus 165 Ländern leben hier) war die Leitidee des Moritatenzelt, mittlerweile jährlich wiederholt, weil heiß geliebt. Das Besondere an diesem „story telling“ ist: Die Märchen werden – bis auf das deutsche – nicht auf deutsch erzählt, und viele der Hörer – vor allem Grundschul Kinder - verstehen zunächst gar nichts, wenn sie nicht zufällig russischer, spanischer oder japanischer Herkunft sind. Denn die Märchen werden von Erzählerinnen und Erzählern aus verschiedensten Ländern in ihrer jeweiligen Muttersprache vorgetragen, illustriert –

³ Berliner Zeitung, 2.1.2006

⁴ www.lyrikline.org

wie Moritaten – durch große bunte Bilder von Künstlern aus eben diesen Ländern in der jeweiligen Bildsprache. Die japanische Kraftpäckchen-Geschichte gibt es natürlich als Manga, die fresslüsternen hochschwangeren Krokodile können und wollen ihre indisch ornamental-floralen Formen nicht verbergen. Die besondere Struktur vieler Märchen, die Formeln („Es war einmal“) und Wortwiederholungen enthalten, lassen Erkennen von Worten und Begriffen zu. Wer gut zuhört, wird am Ende einige Worte in Douala (Kamerun) oder arabisch können, kräftig unterstützt durch die Erzählkunst, Gestik und Mimik der ErzählerInnen. So kann man Märchen aus Argentinien, Deutschland, Frankreich, Griechenland, Indien, Irland, Japan, Kamerun, Kroatien, Libanon, Polen, der Türkei und der Ukraine kennenlernen; die Auswahl der Märchen geschah durch Neuköllner Migranten und war oft begleitet durch lange Diskussionen. Viele der Erzähler kommen aus Neuköllner Communities, deren Sprachen meist nicht geachtet, geschweige denn gefördert werden. Durch diese Erzählungen kann man etwas über den Reichtum von Sprache auf dieser Welt erfahren, wenn man diese Vielfalt in ihrer Diversität zulässt, und Verständigung und Sprachenlernen liegt im Bereich des möglichen. Der Stolz der Migrantenkinder, dass ausnahmsweise sie diejenigen sind, die alles verstehen, wenn ihre Sprache vorkommt, ist exquisites Empowerment.

Cultural Diversity: Präsentation und Rezeption der Vielfalt

Die internationale Kunstszene und ihre Vermittlungsinstanzen agieren selbstverständlich innerhalb der Dialektik von nationalen/ethnisch geprägten Kunstsprachen und weltkulturellen Entwicklungen. Afrikanische, chinesische, australische Aborigines- oder mexikanische Kunst ist uns zumindest in den Metropolen vertraut geworden; Erkenntnis von Vielfalt auch im Sinne von Differenz ist essentiell. Damit geht jedoch nicht automatisch eine umfassende Kenntnisnahme dieser Vielfalt einher, sind doch die Differenzen eher Sache eines Spezialistenpublikums, während breitere Schichten sich eher mit Melangen à la Weltkultur zufrieden geben – dabei dennoch Vielfalt und Andersartigkeit erfahrend. Ich versuche in Neukölln konsequent Künstler aus aller Welt zu präsentieren; im Sommer in einer sehr geliebten Konzertreihe, aber auch durch die Präsenz von Künstlern aus aller Welt im visuellen Bereich. Gerade treffen sich bei mir zuhause in der Galerie Künstler aus dem Kongo, aus Thailand, Afrika, Malaysia, Kamerun Tahiti und Berlin, die sich zu einem Netzwerk von Kunstproduktion und Präsentation, genannt „Banyan“, zusammengetan haben. Sie führten in den letzten 14 Tagen Workshops mit Neuköllner Jugendlichen aus Ausbildungsprojekten und Auffangkursen des Jobcenters durch. Derartige Begegnungen zwischen internationalen Künstlern und „einheimischen“ Migranten haben schon bei zahlreichen Projekten der Vergangenheit zu spannenden Erfahrungen geführt, wobei die Frage des jeweiligen Herkunftslandes gegenüber der nach Fremdheitserfahrungen kaum mehr eine Rolle spielt.

Die Rezeption dieses Angebotes ist jedoch keinesfalls eine Selbstverständlichkeit, vor allem dann nicht, wenn es sich in unseren heil'gen Hallen der Kulturtempel abspielt. Hier Brücken und Wege zu finden ist ungeheuer schwer. Genau dies war der Schwerpunkt des partizipativen Kunstprojekts NatUrban, das 2009 im Rahmen unseres Festivals „48 Stunden Neukölln“ vom Kulturnetzwerk Neukölln realisiert wurde und in dem offensiv mit Migranten eben dieser Brückenbau thematisiert wurde.

Weiteres Problem: Was auf der Ebene der internationalen Szene und der Kulturleuchttürme in Zeiten perfekter Reise- und Transportmöglichkeiten im Prinzip nur eine Frage des Geldes ist, stellt sich im Dickicht der Städte hierzulande viel komplizierter dar, denn hier geht es auch um die Wertschätzung von Vielfalt und Differenz kultureller Äußerungsformen, die nicht mit dem Siegel weltkultureller Qualitätsnorm versehen sind, deren Präsentation und Rezeption aber für die Erringung der lokalen gemeinsamen Plattform des auf Wissen um Differenz gegründeten Respekts von großer Bedeutung ist. Die Teilhabe der Migranten an dem kulturellen Leben der Autochthonen stellt sich für deren große Mehrzahl als enormes Defizit dar: Formale Öffnungen der Kulturinstitutionen ändern daran kaum etwas. Hier wird die Differenz zur Fremde. Bis auf die beliebten Folklore-Darbietungen, die an schöne Urlaubstage erinnern, haben alle Beteiligten noch einen weiten Weg, der insbesondere durch Teilhabe- und Kenntnis-Barrieren aller Art blockiert ist. Dabei leistet das Sichtbar-Machen der kulturellen Leistungen unserer Gäste einen sehr, sehr großen Beitrag zu einer Empowerment- und Respekt-Kultur des Miteinander-Umgehens.

Cultural Diversity: Perspektiven der Geschichtsbetrachtung

2002 formulierte der damalige Bundespräsident Johannes Rau auf einem Historikertag: „Was bedeutet Geschichte als Quelle für Identifikation und Identität einer Gesellschaft, in der Menschen ganz unterschiedlicher Herkunft und Kultur zusammenleben? Wie kommt es zu einem ‚wir‘ in einer solchen Gesellschaft? Welche geschichtlichen Wurzeln, welche Vergangenheit hat diese unsere bunte Gesellschaft? Muss es viele Geschichten geben oder müssen sich die vielen die eine Geschichte zu Eigen machen?“ (zit. nach Motte 2004, S. 9)

Die sehr ernsthaften und komplexen Fragen, die Johannes Rau stellte, sind bislang kaum beantwortet worden. Die Tatsache des gesellschaftlichen Wandels in Deutschland hin zu einer seit 2000 auch gesetzlich verankerten, der Diversität verpflichteten multiethnischen Gesellschaft findet ihren Weg nur sehr langsam von der Defizitfeststellung hin zu neuen Denkansätzen und Handlungsansätzen. Geschichtsdarstellung ist wohl fast immer Ausdruck nationaler Befindlichkeit, sei dies in Schulbüchern, Ausstellungen oder wissenschaftlichen Darstellungen. Die Geschichtswissenschaft wagt noch kaum den transnationalen, geschweige denn den multiperspektivischen Blick, und dem entsprechend zurückhaltend reagieren die Institutionen, die Geschichte sichtbar machen sollen, die Museen.

Ich bin gerade mitten in einem Experiment: 2010 wird Rixdorf-Neukölln 650 Jahre alt und wir entwickeln ein „Festprogramm“, das insbesondere nachdenkt über die Aufgabe, in einem Gemeinwesen, in dem mehrheitlich nicht mehr Menschen „deutscher“ Herkunft leben, Stadtgeschichte und Stadtgeschichten als multiperspektivischen Identifizierungsfokus zu entfalten.

Cultural Diversity: Foren für den Balanceakt zwischen Vielfalt und Differenz

Das Konzept der cultural diversity wird nie zu Ende ausgehandelt, sondern Objekt des fortlaufenden Diskurses sein, so wie auch das gemeinsame Regelwerk, Voraussetzung für die Realisierung von cultural diversity, nie ein für allemal feststehen wird. Die Verwirklichung dieses Diskurses aber ist ein komplexer Prozess, der insbesondere Kommunikation voraussetzt. Genau daran aber mangelt es im Regelfall zwischen den notwendig zu beteiligenden Akteuren insbesondere im Kontext des Gemeinwesens. „Ausländerbeiräte“ lösen dies Problem nicht. Sie

agieren als Interessenvertreter ihrer Ethnien und nicht des Gemeinwesens, und sie sind nicht auf Veränderung dieser letztendlichen Re-Ethnisierung bedacht. Die Träger dieser vielfältigen wie differentiellen kulturellen, durch ethnische und soziale Bedingungen und/oder religiöse Überzeugungen geprägten Positionen sind durch ethnische, kulturelle, religiöse Gemeinsamkeiten geprägte Communities, auf ihre Autonomie bedacht. Um den Umgang mit diesen Communities gibt es viele Debatten und auch Streit in der interkulturellen Kulturarbeit, oft repräsentiert durch die unterschiedlichen Generationen. Streitbar nebeneinander stehen zwei Positionen. Die eine sieht darin die Notwendigkeit der Verortung in einer (ethnischen oder religiösen, oft geht das eine in das andere über) Community, also einer Gruppe, die sich über Sprache und gemeinsame kulturelle Traditionen definiert, um Selbstvergewisserung und Identitätsfindung auch in einer Minderheitenposition möglich zu machen, auch wenn die Bindung an diese Community ganz punktuell sein kann. Die andere befürchtet genau darin eine unzulässige (Re-)Ethnisierung, Gefahr der Ghettoisierung, kulturellen Traditionalismus und damit Entwicklungshemmnisse. Die Gefahr ist sicher gegeben. Ich nehme in ihnen jedoch auch Kerne neuen Selbstbewusstseins, Kernzellen kultureller Diversität und Bemühungen um neue lokale Verwurzelung, wahr und – nicht zu vergessen – Antworten auf den Verlust von Heimat, auf die Angst des Verlustes der eigenen Identität, auf Verletzungen durch die nicht immer sehr freundlichen Gastgeber – und dies gilt für Menschen, die uns oft vollkommen „angekommen“ erscheinen. Der genannte Streit ist keineswegs theoretischer Natur, sondern manifestiert sich z.B. ganz banal in Kulturförderungspolitik: Soll der kurdische Kulturverein zur Feier von New Roz mit Dawul Zurna- Musik eine Förderung bekommen oder die interkulturell agierende New Age-angehauchte Körpersprachen-Suchtruppe?

Cultural Diversity: Brutstätte des Neuen

Ein besonderer Aspekt kultureller Vielfalt als Hort von Diversität und Differenz, der seine Dynamik ausmacht, ist die Entwicklung von Neuem – dort, wo die Ränder des Differenten sich ineinander verweben und Hybride entstehen. Kunst und Kultur können in ihrer Möglichkeit, eine Begegnungsplattform für Diversität, Vielschichtigkeit, Neugier, Eigensinnigkeit und Tradition zu sein, ein wichtiger Motor für die Zukunft einer globalisierten Welt sein, die ihre vielen Besonderheiten im Sinne nachhaltiger Entwicklung ihrer Diversität nicht aufgibt.

Diese Möglichkeit deutet sich in den (europäischen) Metropolen an, deren neue urbane Kultur sowohl eine Begegnung vieler Kulturen wie auch von Menschen unterschiedlicher sozialer Herkunft ermöglicht und beinhaltet – Voraussetzung für Modernität und Zukunft. Die Brennpunkte dieser neuen urbanen Kultur sind meist in den sozialen Brennpunkten dieser Metropolen zu finden, denn Avantgarde und Suche nach neuen Ufern paart sich selten mit Wohlstand oder gar Reichtum. Neue ästhetische Ausdrucksformen und –sprachen werden aus dem Erleben der Vielfalt heraus entwickelt. Bereits heute zeichnet sich ab, dass auf dieser Plattform nicht nur avantgardistische, experimentelle hybride Kunst und Kultur entwickelt wird, sondern auch „hybrid identities“ spezifische Entwicklungsmöglichkeiten finden – als Handlungsträger eines friedlichen Globalisierungsprozess. Befragt nach Heimat und Identität berichten gerade durch Migration und Erfahrung mit Diversität geprägte Künstler nicht oder nur marginal von Defiziten und Verlusten (was bei durch Flucht oder Vertreibung ausgelöster Migration zu erwarten wäre), sondern vor allem vom Gewinn an Kompetenz und Kreativität durch das Erleben von und Leben in unterschiedlichen Kulturen. Mit Spannung ist die Entwicklung junger Künstler zu

beobachten (und zu fördern), die von ihrer Herkunft oder Biografie her unterschiedlichen kulturellen Kontexten angehören und auf der Suche nach künstlerischen Formen sind, die ihren Erfahrungen, Hoffnungen und Träumen entsprechen. Generell werden junge Menschen mit interkulturellem Wissen, die mindestens bilingual und in mehreren Kulturen zuhause sind, zu wichtigen Bindegliedern der verschiedenen Interessengruppen, ethnischen Communities und Generationen. Ihre interkulturelle Kompetenz ist ihre immense Mitgift für die Zukunft. Ihr vom Kindergarten an selbstverständliches Zusammenleben, Sprechen, Lernen, Feiern, Streiten, Lieben quer durch die globale Welt vor Ort hat ihnen Kompetenzen, Kommunikations- und Wahrnehmungsfähigkeit wie auch Respekt betreffend, zuwachsen lassen, um die sich andere in Manager- oder Uni-Seminaren bemühen. „Die Fähigkeit, Konflikte zu führen, und zwar gelassen, nüchtern und pragmatisch“ – beschreibt Navid Kermani diese Kompetenz Wissen um diese Potentiale und ihren gesellschaftlichen Wert ist das beste Gepäck für gelingende Zukunft, gepaart mit einem mutigen Schritt ins Offene: „Identität darf alles sein, nur nicht eindeutig. Dann wird sie gefährlich.“

IV. Schwierigkeiten des Machens: Charta of Diversity – ganz konkret

Und doch, je näher man an das „Eigentliche“, die Horte der abendländischen Kultur, die Museen, Opernhäuser, Konzertsäle kommt, desto größer die Hilflosigkeit. Diese Schwierigkeiten erlebten wir in Berlin im „Rat für die Künste“, als wir uns daran zu machen versuchten, eine Charta of Diversity zu erarbeiten und zu verabschieden, die wir in einer Stadt wie Berlin, die so stolz auf ihre Internationalität ist, für bitter nötig erachteten.

Wir begegneten bei uns selbst tausend Einwänden und Empfindlichkeiten: .Wir sind eh international (Orchester, Tanzensembles), wir sind sowieso weltweit vernetzt (Galerien/Museen), wir haben so wenig Geld und müssen uns auf unser Kerngeschäft beschränken, wir dürfen kein neues Personal einstellen, aber Einwänden gegen mögliche positive oder negative Diskriminierung und Rassismus. Es ging ans Eingemachte – bei professionellen Kulturmenschen, die sich alle Jede(r) für sich, als Vorhut der Kultursensibilität betrachten würden.

Im Ergebnis haben wir keine Charta verabschiedet, die wir allen anderen Kulturinstitutionen zur Unterzeichnung vorlegen würden. Es wurde deutlich, dass jede Institution ihrer besonderen Verfasstheit gemäß entscheiden muss – auf der Analyse ihrer eigenen Arbeit und ihres spezifischen Output, und eine eigene „Charta“ erarbeiten muss – wobei, das zeigte der Prozess im Rat – die Diskussion darüber wahrscheinlich der wichtigste notwendige Schritt ist.

Aber wir waren insgesamt einig darüber, dass diese institutionspezifische Charta drei einhalb „Ps“ berücksichtigen muss:

Diversity im Programmangebot und Konzept

Diversity des Publikums durch Ernstnehmen eines umfassenden Teilhabe-Anspruchs

Diversity des Personals (Interkulturelle Öffnung)

Entwicklung von Partizipationskonzepten (halb, weil das nicht immer geht)

Ein solches Diversity-Konzept sollte jede Kultureinrichtung erstellen und eine eigene road map zur Erreichung vorlegen.

Und – auch dies war uns sehr wichtig, denn eine Angst vor Neu-Ethnisierungstendenzen war gerade bei der „postmigrantischen“ Generation deutlich - Diversity-Politik (egal auf welchem Politik-Feld) darf nicht reduziert werden auf ethnische

Diversität. In Toronto z.B., einer Stadt mit einem sehr weitreichenden Antidiskriminierungsgesetz, muss jede Einverständniserklärung zu einer Zuwendung an ein Kulturprojekt eine positive Erklärung zu Akzeptanz von Diversity- und Antidiskriminierungsgrundsätzen enthalten, also auch Gender, Sex, körperliche Verfasstheit, Religion, Ethnie usw. Man muss zumindest in einen Einleitungspassus diese umfassende Bedeutung aufnehmen.

Soziale, regionale und bildungsmäßige Differenzen spielen eine sehr erhebliche Rolle in der kulturellen Diversität. Deshalb muss ein Diversity-Konzept eng gekoppelt sein an Zielvorgaben, Teilhabegerechtigkeit betreffend. Dies ist zumindest seit der Konferenz von Lissabon 2000 europäisches Verständnis. Diversity und Inclusion gehören eng zusammen.

Konkrete Konsequenzen in der Kulturpolitik und –verwaltung müsste eine solche Charta unmittelbar haben bei der Personalpolitik, bei der Öffnung/ Verlassen der Häuser/Institutionen, d.h. auch außerhalb der eigenen heil'gen Hallen präsent zu sein, bei der Umschichtung von Finanzierungen, bei der Infragestellung eurozentristischer Programmpolitik und Sichtweisen nicht zuletzt durch Heranziehung von Kuratoren mit Migrationserfahrung, bei Förderpolitik (keine Schubladen!) Juries, Öffentlichkeitsarbeit und Arbeit mit und an neuem Publikum, z.B. in kulturpädagogischen Projekten (nicht nur mit Kindern!).

V. Diversity-Kulturpolitik: eine auf Reichtum und Potentialen basierende Strategie

Nach und nach denkt man auch in Deutschland über Diversity nach, insbesondere über aus ihrer Akzeptanz folgernde Handlungsstrategien. Es sind einige grundsätzlich unterschiedlich verortete Haltungen zu beobachten, von denen aus Diversity-Politik betrieben wird.

I. Die „Defizit-Linie

Sie ist basiert auf der Erkenntnis sozialer Exklusion, von der viele Migranten betroffen sind, und deren Behebung Teil der Lissabon-Beschlüsse der EU ist. Sie fragt insbesondere nach den Defiziten und den Problemen. Sie tut dies mit gutem Recht, denn die Tatsache, dass sehr viele der Migranten von „social exclusion“ betroffen sind, ist hinlänglich belegt. Diese Haltung bestimmt im Wesentlichen unsere nationale und kommunale „Integrationspolitik. Bei der Suche nach Ursachen für das häufige erkennbare Nicht-Gelingen geht man aber sehr häufig von – angeborenen??? - Defiziten der Migranten oder deren Verweigerung aus – wie Herr Sarrazin mit seinem Bild von den ständig neu geborenen Kopftuchmädchen -, die man zu ihrem Integrationsglück zwingen muss. Die Defizite seien nur mit Pflichten auf beiden Seiten zu beheben.

Doch aktuelle Frontlinien beiseite: Natürlich muss auch die Kulturarbeit davon betroffen sein, denn wenn wir ehrlich unsere Arbeit evaluieren, so häufen sich gerade dann, wenn wir über Teilhabe nachdenken, die Defizite insbesondere im Sektor unseres potentiellen Publikums aus dem Migrationsbereich. Und demokratische Kulturarbeit ohne das Teilhabe-Ziel verfehlt ihr Ziel.

II. Die Menschenrechtslinie

Eine andere große Linie ist die der Menschenrechtsorganisationen, die die Position der Grundrechte in den Vordergrund schiebt, insbesondere mit ihrer Hinwendung zum Ziel der Gleichberechtigung: „Jeder Mensch hat Anspruch auf die hiermit garantierten Menschenrechte und Freiheiten, ohne irgendeine Unterscheidung, wie etwa nach Rasse, Farbe, Geschlecht, Sprache, Religion, politischer und sonstiger Überzeugung, nationaler oder sozialer Herkunft, nach Eigentum, Geburt oder sonstigen Umständen.“ Diese Position setzt an dem Bewusstsein an, Rechte zu haben und will diese Rechte in den Köpfen und Herzen derer verankern, die über die Gewährung von Rechten entscheiden, aber auch bei denen, die diese Rechte zu wenig kennen und denen sie vorenthalten werden. Es ist eine Form von Empowerment-Politik, die hier vorangetrieben wird: Menschen sind stark, weil sie Rechte haben.

III. Die „Potential-Linie“

Sie andere basiert auf dem Ausgangspunkt, dass uns allen mit zunehmender Diversity neue gesellschaftliche, kreative, soziale, wissenschaftliche Potentiale zuwachsen – vorausgesehen, diese haben die Möglichkeit, sich zu entwickeln und wahrgenommen zu werden. Dazu gehört zuvörderst die vielgenannte interkulturelle Kompetenz, aber auch Kreativität, Innovationsfähigkeit, neue Ausdrucksformen, neue Weltsichten –manche nennen dies „human resources“.

Vor wenigen Wochen lag der „SZ“ eine gemeinsame Veröffentlichung von Daimler, E.ON, Henkel, McDonald's und PricewaterhouseCoopers unter dem Titel „Vielfalt erleben“ und erklärte sich als „Magazin für Diversity Management“. „Diversity“ heißt die Kultur, die angesichts globaler Märkte und einer kritischen demografischen Entwicklung auf ein neues Denken setzt: Vielfalt in Alter und Geschlecht, Herkunft und kulturellen Sichtweisen können eine Bereicherung sein. Es gilt, die nicht nur zu tolerieren, sondern auch wertzuschätzen.⁵ Hinter einem solchen commitment stecken die geballten Erfahrungen international agierender Konzerne, die wissen, dass sie nur dann global erfolgreich sein können, d.h. Geld verdienen, wenn ihr Unternehmen über interkulturelle Kompetenz und entsprechende Umsetzungs- und Entwicklungsstrategien verfügt. Sie haben die gewinnträchtige bessere Nutzung der „human resources“ in ihr Personalmanagementkonzept aufgenommen. Aber selbstverständlich geht es primär um das „Humankapital“ und nicht um tatsächliche Gleichstellung; allzu viel diversity muss auch nicht sein. Es ist dies ein sehr markantes Feld, wo eine Unternehmensstrategie „output“- , aber nicht „outcome“-orientiert eingesetzt wird: Es geht um ein Arbeitsergebnis im Sinne von Arbeitsleistung, nicht um ein Ergebnis im Sinne von Auswirkung oder Konsequenz für die Unternehmenskultur.

Trotzdem ist es gerade von Seiten der Kultur wichtig, sich mit diesen Strategien auseinanderzusetzen, denn – bei aller notwendigen Abgrenzung - die bundesrepublikanische Kultur-Realität insbesondere der großen Kunstinstitutionen trennt Welten von dieser Strategie (auch wenn die Haltung nicht unbedingt erstrebenswert erscheint), denn nur mit großer Zurückhaltung macht man sich an einigen Orten an die Diskussion einer „Charta of Diversity“, ein absolut mühevoller Prozess. Hier könnte die Kultur einiges lernen von der Wirtschaft.

Es ist Aufgabe der Sozialpolitik (und all der benachbarten Politikfelder), an der Beseitigung der Defizite zu arbeiten, wenn man sie erkannt hat. Es ist ein großes Privileg von Kulturpolitik und Kulturarbeit, Potenziale sichtbar zu machen, zu stärken

⁵ Vielfalt erleben. Das Magazin für Diversity Management 1/2009. Eine Verlagsbeilage in der Süddeutschen Zeitung

und sie wirkmächtig werden zu lassen. Und wir können das, wir haben Werkzeuge dafür. Wir können es besser als andere, weil sich die Fähigkeiten der Kunst, sichtbar zu machen, was andere nicht sehen, und das Neue, Andere, Fremde zusammen tun. Diese drei Denk-Haltungen – Ausgangspunkt Pflichten, Rechte und Potentiale haben insbesondere dann wenn sie sich gegenseitig durchdringen, ihre Berechtigung und Notwendigkeit, und selbstverständlich existieren Interdependenzen und Abhängigkeiten zwischen ihnen, Strategien ihrer Umsetzung anbelangend.

Ich habe mich entschieden, auf der Seite der Potentiale zu stehen, auch wenn der Auftrag, für die Teilhabe möglichst aller Menschen, für die ich zuständig bin, einzutreten, mir sehr, sehr wichtig ist.

Gerade aus der Neuköllner Armutsperspektive heraus muss klar sein: Die großen sozialen und gesellschaftlichen Probleme unseres Gemeinwesens, des Landes, ja der Welt sind mit Kunst und Kultur nicht zu verändern. Weder das Problem der Massenarbeitslosigkeit noch das Problem der Segregation, d.h. der Kluft zwischen arm und reich, die weltweit immer größer wird, ist durch Kulturarbeit, Schärfung der ästhetischen Wahrnehmung oder künstlerische Aktivitäten abzubauen. Und diese Probleme lasten auf uns und insbesondere auf den Schultern unserer „Kundschaft“, selbstverständlich bestimmen sie ihr kulturelles Handeln oder Nicht-Handeln. Gesellschaftspolitische Enthaltensamkeit und ein Rückzug in die scheinbare Gegenwelt der Kunst wäre ein Einverständnis in Chancenungleichheit und Ungleichheit der Teilhabe an Bildung und Kultur. Deshalb: Leitlinie der Neuköllner Kulturarbeit ist die Sichtbarmachung der Neuköllner Potenziale – als wichtige Gegenwehr und Fundament für Neues, auch und gerade inmitten der Problemgebirge. Manchmal werden wir für diesen Optimismus belächelt. Sei's drum.

Über Neuköllner Defizite spricht die ganze Republik, spätestens nach dem legendären Rütli-Brief von 2006 und den in Talkshows gerne gehörten grellen Rufen des Bezirksbürgermeisters nach law & order: für viele die einzig mögliche Reaktion auf das Bündel von Problemen. Soziale Defizite und damit solche der Bildung und der kulturellen Interessen in Neukölln sind gewiss nicht weg zu retouchieren. Es ist sicherlich dringendste Aufgabe gerade eines kommunalen, also mit Mitteln des Gemeinwesens finanzierten Kulturamtes, oft sehr dornige und langwierige Wege zu suchen, um nicht nur die zu erreichen, die selbstbestimmt ihr kulturelles Glück suchen können, sondern diejenigen mit einzubeziehen, die dieses nicht kennen. Denn daraus kann, bei allen Fehl- und Rückschlägen, spannende Kunst, eine aufregende Kulturlandschaft wachsen. Einen der klügsten Sätze für den Kulturkontext, den eine europäische Agenda je formuliert hat, stammt von der Europäischen Kommission Beschäftigung und Soziales: „Im Vergleich zur Sozialpolitik ist für kulturelle Aktivitäten entscheidend, dass diese einen positiven Ausgangspunkt haben: Menschen werden nicht als Problem, sondern als potenzielle und konkrete Bereicherung angesehen.“

(Europäische Kommission Beschäftigung & Soziales: Gemeinsamer Bericht über die soziale Eingliederung. Brüssel 2004, S. 86)

Dies gilt nicht nur für die einzelnen Menschen, sondern auch für Stadtquartiere und –regionen. Diese Bereicherungspotenziale zu erkennen, zu benennen, zu aktivieren und sichtbar zu machen ist Empowermentpolitik pur, denn sie schafft Stolz (nicht Hochmut!). Dieser „Neuköllner Stolz“, der auch genährt ist von Trotz, wird inzwischen als T-Shirt oder Mütze getragen, entwickelt von der Designer-Schüler-Firma „Rütli-Wear: Auf den T-Shirts prangt „Nord-Neukölln“, auf den Mützen „Neukölln“ in arabischen Lettern. Und das ist schick. Neukölln wird nicht mehr als der Mülleimer

Berlins, sondern als etwas undurchschaubar, auch spannend Brodelndes wahrgenommen.

Vortrag, gehalten am 9.Oktober 2009 in Freiburg im Rahmen der Vortragsreihe INTERKULTUR, die vom Kulturamt zusammen mit dem Büro für Migration und Integration der Stadt Freiburg und dem Verein SüdWind veranstaltet wird.